Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 116. Bromberg, den 12. Juni 1927.

Christine Berthold.

Roman von Emma Nuß.

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.

„Nun, wenn du derart leichtsinnig bist, dann wirst du mir wenigstens erlauben, daß ich mich darüber informiere, wem du meinen Namen zu geben gedenkst.“ — Heftig warf er die Serviette auf den Tisch, befahl dem eintretenden Diener, den Kaffee in seine Stube zu bringen, und verließ mit einem kurzen „Mahlzeit“ das Zimmer.

Da trat die Mutter liebevoll auf den Sohn zu, und ihm sachte über den Kopf streichend, sagte sie: „Werner, hast du auch wirklich alles wohl überlegt, ehe du diesen Schritt tatest? — Möge es dich nie gereuen, daß du die liebliche kleine Susi verschmähst, die meinem wie deines Vaters Herzen gleich einer Tochter nahesteht.“

Werner zog ihre Hände innig an die Lippen: „Ach, Mutter, so wirst du auch meine Christine einst nicht weniger lieben, wenn du sie erst kennen wirst, denn du bewertest ja den Menschen nicht nur nach seinem Geldbeutel wie Vater.“ Bitter kamen die letzten Worte noch hinterher.

Die Mutter lächelte und sagte tröstend: „Höre, Werner, ich meine, es ist doch schon alles Mögliche, daß Vater sich bereits nach deiner Erwählten erkundigen will. Ich glaube sicher, daß, wenn er alles gut und in Ordnung findet, er schließlich doch auch anderen Sinnes wird. — Und nun Kopf hoch, Werner, du bist jung und willensstark, da wird schon alles noch für dich gut werden.“

Oben in seiner Stube lief währenddessen Friedrich Krüß ruhelos auf und ab. Der Ärger über des Sohnes überraschendes Geständnis nahm ihm auch die Lust zu der gewohnten Mittagsruhe. Sein Gehirn arbeitete unablässig an der Frage, wie er diese Torheit Werners vereiteln, wie er ihn am besten und schnellsten wieder zur Vernunft bringen könne. Eine bettelarme Angestellte der Firma Carlsen u. Krüß konnte niemals die Schwiegertochter von Friedrich Krüß werden. Ein ganz anderes Bild der künftigen Gattin seines Sohnes stand vor seinen Augen und — hol's der Geier — wenn er diesen seinen Lieblingsplan nicht schließlich doch noch erfüllt sähe.

Bei dem Gedanken an Susi fiel ihm ein, daß diese ja sehr befreundet mit dem Fräulein Berthold sein sollte, und ehe er sich selbst recht darüber klar wurde, saß er auch schon in seinem Auto auf der Fahrt nach der Elbchaussee zu seinem Freunde Stoewing. Vielleicht konnte ihm Susi doch irgendeinen Fingerzeig geben, wie er seine Nachforschungen nach Herkunft und Familie Christinens am leichtesten einleiten könnte. Es mußte rasch etwas geschehen, um den Sohn vielleicht doch noch vor dieser Entgleisung zu bewahren. Er konnte ja nicht leugnen, daß dieses Fräulein Berthold ein außerordentlich tüchtiger Mensch war, dem man wohl in keiner Weise irgend etwas Nachteiliges nachsagen konnte. — Und daß Werner sie mit solch großer Liebe begehrte, war eigentlich kein schlechtes Zeichen für sie, denn sein Sohn war alles andere, als ein leichtsinniger, oberflächlicher Mensch. Und schließlich spielte ihre Armut ja auch wirklich keine ausschlaggebende Rolle, da Werner ja später einmal soviel zu erwarten hatte, daß er übergenug für sich und seine Familie haben würde. —

Ja, warum wehrte er sich denn eigentlich so mit Händen und Füßen gegen diese Verbindung? —

Der Gedankengang des alten Herrn stockte für einen Augenblick, und das Rattern des dahinsausenden Autos versetzte ihn in eine fast schläfrige Stimmung. — Doch da fiel ihm plötzlich wieder ein, daß er ja in wenigen Minuten seinem Freunde Stoewing und dessen Nichte Susi Peters gegenüberstehen würde, und ein heftiger Zorn stieg wieder in ihm auf. Warum mußte ihn der Junge nun in diese höchst fatale Lage bringen, daß er sich vor Stoewing geradezu lächerlich blamierte und die kleine Susi in tiefste Kümmernis stürzen mußte!

Und er schimpfte in sich hinein, bis er aus dem Wagen stieg.

Das Gekläff der Hunde hatte Susi oben an das Fenster gelockt. Und sie erstaunte nicht wenig, als sie statt des so sehnlich erwarteten Geliebten, der seit einer Reihe von Tagen schon nicht mehr draußen war, dessen Vater über den hartgefrorenen Kies daherkommen sah.

Rasch war sie die Treppe hinunter, um ihn selbst zu empfangen. Es mußte etwas Besonderes ihn um diese Zeit hierher führen.

„Na, Susichen — der Onkel schläft wohl noch?“ begrüßte er das junge Mädchen gleich mit großer Herzlichkeit. Und auf ihre bejahende Antwort fiel er rasch, fast ängstlich ein: „Nein, nein, nur nicht wecken. Ich kam gerade hier vorüber, da mußte ich dir doch schnell mal das Patschhändchen drücken. Und schließlich werden wir zwei uns allein ja doch wohl auch noch etwas zu erzählen wissen, nicht wahr? — Na also!“ Und er folgte der voranschreitenden Susi nach dem Wohnzimmer. All sein Ingrimm war verflogen vor ihrer lieblichen Persönlichkeit. Befriedigt rieb er sich die Hände: Es traf sich ja äußerst günstig für ihn, daß er sie erst allein sprechen und also genügend ausfragen konnte, ehe Stoewing dazukam.

Ohne viel Umschweife begann er denn auch sehr bald, so, als fiele ihm plötzlich etwas zu: „Ach ja — was ich auch fragen wollte — hat eigentlich Fräulein Berthold schon eine andere Stellung?“ Lauernd beobachtete er ihre Mienen.

„Christine — eine andere Stellung? — Ich weiß nicht, was Sie meinen, Onkel Krüß.“ Völlig verständnislos blickte sie ihn an.

Da atmete Krüß erleichtert auf. Sie war also noch ganz ahnungslos.

„Demnach scheinst du auch nicht zu wissen, daß sie mir gekündigt hat?“

„Christine gekündigt? — Es ist das Erste, was ich darüber höre. — Ja, wie kam denn das? — Ich habe ja keine Ahnung, daß sie überhaupt solche Absichten hatte.“

„Tja — wer weiß, was sie vorhat! Vielleicht will sie heiraten, und — — —“

Da lachte Susi laut heraus: „Du lieber Gott, Christine und heiraten! Nein, Onkel Krüß, da kennen Sie meine Freundin aber sehr schlecht. Daran denkt sie überhaupt nicht.“

„Hahaha“, lachte nun auch Krüß belustigt über Susis naive Antwort auf: „Und ich hätte nun fest darauf geschworen, daß dies der Grund ihrer Kündigung sei. Sieh da, wie man sich doch manchmal täuschen kann! Hahaha!“ Er lachte noch einmal hinterher und meinte dann in etwas nebensächlichem Tone: „Na, sie wird dir ja wohl erzählen, was sie vorhat. Du kennst sie ja schon lange vom Waisenhaus her, nicht wahr?“

In Susis Gesichtchen war während seiner letzten Worte ein kleiner grüblerischer Zug getreten. Flüchtig nickte sie auf seine letzte Frage und sah ihn dann voll an: „Sagen Sie, Onkel Krüß, wen meinen Sie wohl, den Christine Berthold heiraten möchte, da Sie doch eben diese Vermutung geäußert haben?“

Eine furchtbare Ahnung war plötzlich in ihr erwacht. Ganz kleine Begebenheiten zwischen Werner und Christine traten mit einem Schlage aus ihrer Erinnerung hervor als wichtige Zeugen ihres jäh auftauchenden Verdachtes. Es war ihr, als risse ihr plötzlich einer die Binde von den Augen, und sie sah mit einem Male ganz deutlich, daß Werner stets Christinens Gesellschaft der ihren vorgezogen, ja sie förmlich gesucht hatte. Sie aber hatte bisher nur ein Zugeständnis für sich selbst darin von ihm erblickt, geglaubt, daß er nur aus Gutmütigkeit so freundlich gegen die Angestellte seines Vaters sei, um sie, Susi, nicht durch Hochmut oder Herablassung in ihrer Liebe und Freundschaft zu Christine zu kränken. Sie hatte also schon richtig vorausgeahnt, daß das Erscheinen des alten Herrn hier draußen heute einen besonderen Grund haben müsse. In den wenigen Sekunden war ihr die volle Erkenntnis darüber gekommen, weshalb er jetzt vor ihr saß. Seine Mitteilungen von Christinens überraschender Kündigung, ihr unerklärliches Schweigen und Fernbleiben schon seit der ganzen Woche — das alles hatte seine ganz bestimmten Gründe. Und ob sich auch ihr ganzes Sein gegen diese sie schier zu Tode marternde Gewißheit aufbäumte — eine innere Stimme sagte ihr doch, daß sie den Geliebten für ewig verloren, daß Christine Berthold — —. Ein leises Ächzen entrang sich ihrer Brust, und ihre Gedanken schienen sich zu verwirren, so unerträglich war die Spannung. Und wie in Todesangst hingen ihre weitgeöffneten Augen an den Lippen des erschrockenen alten Herrn.

„Ja, liebes Kind —" begann er nun zögernd und noch überlegend — „mir wird sie's wohl zu allerletzt sagen, wen sie heiraten möchte, denn schließlich habe ich ja verzweifelt wenig Talent zu einem Beichtvater für so zarte Angelegenheiten. — Es war ja auch nur eine ganz dumme belanglose Bemerkung von mir — das mit dem Heiraten. — Eine bloße Vermutung —." Er redete hastig und hielt ihren angstvoll fragenden Blick kaum mehr aus.

Susi fühlte, wie er ihr auswich, wie er all ihre Vermutungen durch sein Benehmen nur bestätigte. Und sie geriet in einen Zustand so wilder Verzweiflung, daß sie nicht mehr überlegte, nicht mehr wußte, was sie tat oder sagte. Und plötzlich waren ihr, fast ohne ihr Wissen, wie schweres flüssiges Gift die Worte von den Lippen geträufelt: „Aber ihre Mutter saß ja doch im Zuchthaus!"

Der dumpfe Aufschrei des alten Mannes vor ihr riß sie aus dem einer Betäubung ähnlichen Zustand. Da schlug sie voller Entsetzen die Hände vor das schneeweiße Gesichtchen und blieb taub und stumm für alle weiteren Fragen von Friedrich Krüß. Und an dem erstaunten, eben eintretenden Onkel Ernst vorbei eilte sie wie gehetzt hinauf in ihre Stube, die sie sogleich hinter sich abschloß. Und noch Stunden hindurch lag sie da in wildem fassungslosen Schluchzen vor Scham und Abscheu über ihren niedrigen Verrat.

17. Kapitel.

Pastor Heim, der trotz seines hohen Alters noch immer die Leitung des Waisenhauses in seinen treubewährten Händen hielt, sah den fremden Herrn mit seinen gütigen Augen an, als wolle er ihm auf den Grund seiner Seele blicken, und sagte dann in bedauerndem Tone:

„Es tut mir leid, Herr Krüß, daß ich Ihnen eine erschöpfende Auskunft über unsere Christine Berthold nicht geben kann, aber Auskünfte über Familie und Herkommen unserer einstigen Zöglinge dürfen wir nur nach Beschluß unseres gesamten Anstaltskollegiums erteilen."

Die enttäuschte Miene des Besuchers veranlaßte Pastor Heim jedoch, sogleich freundlich hinzuzufügen: „Ich will Ihnen aber unsere Schwester Marianne hersenden, die Christine Berthold in der Hauptsache erzogen hat. Sie wird Ihnen alles Wissenswerte mitteilen, was das junge Mädchen persönlich betrifft."

Krüß hatte im ersten Augenblick die Absicht, auf diese Mitteilung zu verzichten. Doch dann ergriff er herzlich die dargereichte Hand des Greises und sagte: „Ich danke Ihnen sehr, Herr Pastor, denn auch das wird mich interessieren, was mir die Schwester sonst über Fräulein Berthold zu erzählen weiß."

„Es wird wohl nur Gutes sein, Herr Krüß, denn sie war uns allen wie eine wahre Tochter liebgeworden," versicherte der freundliche alte Herr noch beim Verlassen des Zimmers.

Krüß nickte nur wie zustimmend hinterher — er war nun doch etwas neugierig geworden, was ihm wohl die Schwester jetzt aus den Kinderjahren dieses Mädchens erzählen würde, das sein Sohn zur Frau begehrte. Er befand sich überhaupt seit Susis Eröffnung, die zuerst ein fassungsloses Entsetzen in ihm hervorgerufen hatte, in einer sonderbaren Stimmung. Es war so ungeheuerlich, was die kleine Susi da in ihrer Erregung gesagt hatte, daß ihm nach ruhiger Überlegung doch leise Zweifel darüber kamen. Wer weiß, wie sich die Sache in Wirklichkeit verhielt, denn daß dieses ruhige, fleißige Mädchen einer Zuchthäuslerin Tochter sei, schien ihm doch ziemlich ausgeschlossen. Er fühlte bei diesem Gedanken sogar ein warmes Mitleid für Christine in sich aufsteigen. Auf jeden Fall mußte er sich auf dem schnellsten Wege Gewißheit darüber verschaffen, was Wahres daran sei. Am ehesten konnte er dies wohl im Waisenhaus selbst erfahren, dessen Leiter doch über alles, was die Zöglinge anging, unterrichtet sein mußte.

In das Geschäft ging er diesen Nachmittag nicht mehr und benutzte schon am andern Morgen den ersten Frühzug, um nach dem Waisenhaus hinaus zu fahren. Zu viel stand ja für den Sohn und die Familie auf dem Spiel.

Während dieser Betrachtung erschien Schwester Marianne im Besuchszimmer. Freundlich reichte sie Krüß die Hand: „Herr Pastor Heim hat mir den angenehmen Auftrag erteilt, Ihnen über die Kindheit unserer Christine Berthold alles Wissenswerte zu erzählen. Aber, erlauben Sie mir, bitte, vorher die Frage, weshalb Sie um solche Auskunft zu uns kommen?"

„Ich bedaure sehr, Ihnen die Gründe hierfür nicht nennen zu können, Schwester, doch sind sie für mich von zwingender Wichtigkeit."

„Es ist doch nichts geschehen — ich meine — Christine hat sich doch nichts zuschulden kommen lassen?" kam es erschreckt zurück.

Beruhigend lachte Krüß: „Oh, ganz im Gegenteil — ich wollte sagen — hm — es sind — private Gründe, die mich zu diesen Nachforschungen veranlassen. Ich wüßte gerne Näheres über Art und Herkommen Fräulein Bertholds und betone noch einmal, daß es für mich von größter Wichtigkeit ist, ein klares Bild darüber zu bekommen."

Da stieg eine ganz leichte Röte in das Gesicht der Schwester. Sie glaubte nun richtig zu verstehen, und die Freude darüber trieb ihr das Blut in die Wangen. Es handelte sich also um das Lebensglück Christinens, davon war Schwester Marianne nun ganz überzeugt und sogleich fest entschlossen, nur soviel aus Christinens Dasein zu berichten, als nötig war, um ihr die Zukunft so glücklich gestalten zu helfen, wie es das Kind ihrer Meinung nach verdiente.

Und in freudiger Erregung sprach sie von Christine, wie die zärtlichste Mutter es nicht liebevoller und gütiger hätte tun können. Jede kleinste Falte dieses herben starken Mädchencharakters enthüllte sie dem still Lauschenden — aber von Herkunft und Familie sprach sie nicht.

Friedrich Krüß begeisterte sich, ohne sich dessen bewußt zu sein, förmlich an diesem hier geschilderten, prächtigen Menschen. Ja, er vergaß fast darüber, wer eigentlich dieses liebenswerte, begabte und von Gesinnung so unanfechtbare junge Mädchen war, von dem die Schwester in so warmen Worten zu erzählen wußte. Und unwillkürlich sagte er: „Welches Kompliment für Ihre Erziehung ist doch dieser Fall, Schwester!"

„Oh, Herr Krüß — an diesem Kinde hätte selbst die schlechteste Erziehung nur geringen Schaden anrichten können", wehrte Schwester Marianne bescheiden sein Lob ab.

Da stand er erregt auf. So kam er nicht weiter, bekam er nichts heraus.

„Demnach wären also alle diese eben geschilderten guten Eigenschaften keine Erziehungsprodukte, sondern tiefinnerste Veranlagung Fräulein Bertholds?" fragte er ruhig.

„Ohne Zweifel, Herr Krüß."

„Das läßt unbedingt auf ehrenwerte Eltern schließen." Er sagte es gelassen, doch beobachtete er dabei lauernd das Gesicht der Schwester. Und als diese ihn hierauf, ohne zu antworten, etwas unsicher ansah, fuhr er, ganz langsam, und jedes Wort betonend, fort: „So kann es also doch auch unmöglich wahr sein, daß ihre Mutter im Zuchthaus geendet hat . . . ?"

Aufs tiefste erschrocken starrte die Schwester den Sprecher an: „Wer hat das gesagt? — — — Ich weiß nichts von alledem . . ." kam es fast tonlos über ihre blassen Lippen. Zum erstenmal in ihrem Leben sprach Schwester Marianne bewußt eine Lüge aus. Sie würde aber in diesem Augenblick noch weit Schlimmeres getan haben, wenn sie dadurch Christinens Schicksal in andere Bahnen lenken und das Glück für sie damit hätte erkaufen können.

Mit treuherziger Miene streckte ihr Krüß sogleich wie abbittend die Hand hin: „Nun, dann nichts für ungut, liebe Schwester. Denn, wenn selbst Sie nichts davon wissen, dann wird es wohl albernes Gerede sein, was mir da erzählt wurde. Um so besser für Fräulein Berthold." Und mit großer Herzlichkeit verabschiedete er sich gleich darauf von der ihm betroffen nachblickenden Schwester Marianne, nicht ohne ein ansehnliches Geldgeschenk für die Anstalt zurückgelassen zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Schweizer an der Himmelspforte

Humoreske von Dr. Richard Berger-Berlin.

In der überfüllten Weinstube „Zum Engel" in Luzern waren an einem großen Tische gerade noch drei Plätze frei, als Präsident Vitznauer und Fabrikant Wiehler eintraten. In ihrer Begleitung befand sich Doktor Hornung, der volkskundlicher Studien halber in der Schweiz weilte und erst vor wenigen Tagen nach Luzern gekommen war.

Ohne viel Umstände nahmen die Ankömmlinge die freien Plätze ein und tranken, wie die meisten Stammgäste, ein herbes Viertel Neuchateler. Hornung hatte Mühe, seine Gesichtsverzerrungen zu verbergen, als die erstest Tropfen über seine rheinische Zunge glitten. Den beiden anderen, denen das nicht entging, machte seine etwas überkultivierte Selbstbeherrschung merklichen Spaß.

„Spucken Sie das Zeug nur aus!" sprach der Präsident zu ihm. „Für seine Folgen können wir ohnehin nicht gut aufkommen."

„Leider sind wir noch nicht so weit wie die Seehasen zu Sipplingen am Bodensee", warf Wiehler dazwischen. „Haben Sie das schon gehört, Herr Präsident?"

„Nein, noch nicht."

„Die Sipplinger haben einen Wein, der noch mehr Essigsäure hat als unser Neuchateler. Aber die Schwaben sind dafür auch um so heller. Weil sie befürchten müssen, daß ihnen ihr Wein bis zum anderen Morgen die Magenwände durchfrißt, lassen sie seit altersher nachts um zwölf Uhr mit allen Glocken läuten, damit sie nicht vergessen, sich rechtzeitig im Bett herumzudrehen und auf die andere Seite zu legen."

Das gab ein großes Halloh am ganzen Tisch. Der Anfang war gemacht. Fast auf jedem Stuhl saß ein Witzbold, und nach einer weiteren halben Stunde war die schönste Hänselei unter den Eidgenossen in vollem Schwunge. Nichts lieben ja die Schweizer so sehr, als in gemütlicher Laune sich gegenseitig zu verspotten und den Kantönligeist sich im Hohlspiegel ihres Witzes vorzuhalten. An diesem Abend tat sich wie so manches Mal ein Thurgauer besonders hervor. Dies bewog Wiehler, darüber nachzusinnen, wie denn diese Eidgenossen am besten „abzudeckeln" seien. Endlich hatte er es.

„Wissen Sie schon," fragte er breitspurig, „daß gestern Abend drei Eidgenossen gleichzeitig an der Himmelspforte erschienen und Sankt Peter um Einlaß baten?"

„Nein, nein", hallte es erwartungsvoll im Kreise. „Mal los!" —

„Also! Ein Luzerner, ein Züribur und ein Thurgauer starben gleichzeitig. Jeder wollte so schnell wie möglich in den Himmel kommen. Darum liefen sie, was das Zeug hielt, den steilen Himmelsberg hinauf und landeten zu gleicher Zeit bei Sankt Peter. Der musterte sie mit scharfem Kennerblick und fragte nach ihrem Begehr. „Wir wollen in den Himmel hinein", erwiderten sie eilig. Sankt Peter war davon nicht sonderlich erbaut. Er verzog bedenklich sein Gesicht und sagte ernst: „Gut! Ihr sollt alle drei hineinkommen, aber vorher holt ihr mir alles, was ihr im Leben zusammengestohlen habt, und liefert es hier restlos ab."

Eidgenossen kicherten. Der eine stieß den anderen unter dem Tische an. Andere zwinkerten einander zu. Der Präsident machte Doktor Hornung mit geheimnisvollem Brimborium auf den Thurgauer aufmerksam, und alle waren gespannt, wie dieser seinen Teil abbekommen sollte.

„Es dauerte nicht lange", fuhr Wieler fort, „bis der Züribur zurückkam. Er hatte seine Sachen in einem Schnupftüchle eingewickelt und lieferte es ab. Sankt Peter nickte wohlwollend und ließ ihn durch die Himmelspforte treten. Geraume Zeit später kam auch der Luzerner. Der hatte schwer zu schleppen, einen ganzen Maltersack voll Zeug, so daß ihm der Schweiß aus allen Poren rann und er heilfroh war, wieder oben zu sein. Hundemüde übergab er Sankt Peter die Produkte seiner Sündhaftigkeit und konnte dann ebenfalls zu den Seligen ins Himmelreich ziehen.

Der Thurgauer dagegen wollte und wollte nicht kommen. Sankt Peter, der geduldige Himmelswächter, lief schon stundenlang vor dem Himmelstor herum und hatte gewiß schon ein Heer von Seligen aus aller Herren Länder in den Himmel hereingelassen, aber der Thurgauer ließ sich nicht blicken. Endlich kam er angewackelt. Aber wie? — Er brachte auch nicht einen einzigen Rappen mit. Da hätte ums Haar sogar Sankt Peter die Sprache und die Geduld verloren. Er beherrschte sich aber noch rechtzeitig und fragte den Sünder voller Güte, wo er denn seine gestohlenen Sachen gelassen hätte.

„Lieber Sankt Peter", hub da der Thurgauer an, „ich will es euch ehrlich sagen. Wie ich alles beisammen hatte, war es eine so große Masse, daß ich sie auch beim besten Willen nicht tragen konnte."

Sankt Peter strich sich seinen Bart und brummte: „Was ist denn da zu machen?"

„Ich will es euch sagen", platzte der Thurgauer gleich heraus. „Ihr leiht mir einen mächtigen Leiterwagen und vier starke Pferde aus dem himmlischen Marstall, damit ich das Zeug holen und in einer Fuhr den steilen Himmelsberg herauffahren kann."

„Meinetwegen", sagte Petrus und ließ den Thurgauer in den himmlischen Marstall. Der suchte sich vier der schwersten Rosse aus, nahm den neuesten Leiterwagen, den er fand, zäumte mit funkelnagelneuem Geschirr die Pferde an und fuhr dann, peitschenknallend durch das Himmelstor an Sankt Peter vorbei, den Himmelsberg hinunter auf die Erde. — Er ist aber nie wieder zurückgekommen . . ."

Von Geschlecht zu Geschlecht.

Wenn die junge Mutter sich über das Bettchen ihres Kindes beugt, so forscht sie wohl in dem kleinen, noch so ausdruckslosen Kindergesicht nach Ähnlichkeiten mit sich selber oder mit dem Vater des Kleinen; und wenn die Eltern weiterhin ihre Kinder beobachten, so fällt oft das Wort: „Diese Eigenschaft stammt vom Vater, jene körperliche Eigentümlichkeit von der Mutter", und umgekehrt. Oft auch wundert man sich, wie verschieden Geschwister sein können, oder wie in den Kindern Wesenseigentümlichkeiten und charakteristische Merkmale von Großeltern oder Urgroßeltern wieder zum Vorschein kommen. All dies sind Fragen der Vererbung; wir geben unsere Anlagen und Eigenschaften weiter von Geschlecht zu Geschlecht, und das ist eine Tatsache, die Eltern sehr oft immer noch nicht genügend beachten.

Um die Gesetze der Vererbung festzustellen, hat man viele Züchtungsversuche bei Pflanzen und Tieren vorgenommen und ganz bestimmte, sich immer wiederholende Tatsachen gefunden. Die Feststellung, ob beim Menschen die gleichen Gesetze in bezug auf die Vererbung gelten, ist natürlich ungleich schwieriger, und man ist in der Hauptsache auf Beobachtungen und statistische Erhebungen angewiesen. Immerhin kann wohl mit einiger Sicherheit behauptet werden, daß die Vererbungsgesetze der Tier- und Pflanzenwelt im allgemeinen auch für den Menschen gelten. Danach bringt jedes Einzelwesen seine ganz bestimmten Anlagen — und zwar im guten wie im schlechten Sinne — als ihm von den Vorfahren überliefertes Erbgut mit auf die Welt. Umwelt und Erziehung vermögen diese Anlagen wohl zu beeinflussen, bestimmte Eigenschaften hervorzuheben und andere zurücktreten zu lassen, aber auszulöschen vermögen sie diese nicht. Sie werden als schlummernder Keim weitergegeben an die nächste Generation und von dieser wieder an alle folgenden, und es kommt dann wiederum auf Umwelt und Erziehung an, ob diese Anlagen zur Entfaltung kommen oder nicht. Allerdings können diese vererbten Anlagen unter ganz bestimmten Umständen auch von Generation zu Generation schwächer werden und endlich ganz verschwinden. Nehmen wir z. B. an, ein Mann stammt aus einer Familie, in der die Veranlagung zur Tuberkulose (wohlgemerkt, die Veranlagung dafür, nicht die Krankheit selber) erblich ist. Er selber ist durch ein gesundes Milieu, in dem er aufwuchs, sowie durch sorgfältigste auf Stärkung der körperlichen Widerstandsfähigkeit zielende Erziehung von der Krankheit verschont geblieben; die Anlage dazu aber gibt er seinen Nachkommen weiter. Heiratet dieser Mann eine Frau, die ihrerseits aus einer Familie mit Tuberkuloseneigung stammt, so ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß alle Kinder dieses Paares damit behaftet sein werden. Ist die Frau aus einer gesunden Familie, so wird bei der Hälfte der Kinder die erhöhte Tuberkulosedisposition festzustellen sein. Heiraten die gesunden Kinder dieses Paares ihrerseits wieder gesunde Männer bezw. Frauen, so wird der Prozentsatz ihrer belasteten Nachkommen schon geringer sein, und wird diese Verbindung nur mit gesunden Ehepartnern durch genügend viele Generationen fortgesetzt, so kann die Krankheitsanlage immer schwächer werden und endlich ganz verschwinden. Wird die Kette der gesunden Ehepartner aber nur einmal unterbrochen, so tritt sofort die schlummernde Anlage wieder verstärkt in Erscheinung!

Ebenso wie mit der hier geschilderten körperlichen Anlage ist es mit den geistigen, beispielsweise mit Geisteskrankheiten, mit Schwachsinn und dergl. und ebenso auch mit Charaktereigenschaften und Talenten. Sie alle werden als Erbgut weitergegeben und kommen in den weiteren Generationen mehr oder weniger stark zum Vorschein, falls sie nicht immer wieder durch entgegengesetzte Eigenschaften im Laufe der Zeit verdrängt und allmählich zum Erlöschen gebracht werden.

Welche Schlußfolgerungen ergeben sich nun aus alledem? Nun, vor allen Dingen die, daß man Ehen nicht nur aus Nützlichkeits- auch nicht lediglich aus Neigungsgründen schließen soll, sondern daß man sie auch vom

Standpunkt der Eugenik, d. h. der Erbgesundheitslehre aus betrachten muß. Es ist nicht gleichgültig, ob wir Stammväter und -Mütter eines gesunden oder eines kranken Geschlechtes sein werden, und der unerbittlichen Folgerichtigkeit der Vererbung dürfen und können wir uns nicht mit einem leichtfertigen „es wird schon gut gehen" verschließen. Allerdings ist dabei zu beachten, daß es auch Eigenschaften gibt, die sich nicht weitervererben. Wenn beispielsweise einmal ein Mann sich vorübergehend mit Tuberkulose infiziert hat, so ist weder ohne weiteres anzunehmen, daß er die Anlage hierzu geerbt habe (falls nicht hierfür durch mehrere Generationen hindurch die Beweise vorliegen), noch daß er nach erfolgter Ausheilung vor der Ehe diese Krankheit weiter vererben werde. Immerhin bleiben vor allem für uns Eltern zwei Pflichten, die wir keinesfalls vernachlässigen dürfen. Die erste ist die, daß wir uns genau darüber erkundigen, wer bezw. wen unser Kind heiraten will, und zwar nicht nur nach Stand, Vermögen, Vorleben und Gesundheitszustand, sondern auch nach den Vorfahren und deren Gesundheitsverhältnissen. Es ist von diesem Standpunkt aus überaus bedauerlich, daß die früher fast allgemein geübte Sitte, eine Art Familienchronik zu führen, so sehr in Vergessenheit geraten ist, denn diese gab und gibt wichtige Anhaltspunkte über körperliche und geistige Anlage der betreffenden Familien. Die zweite Pflicht für die Eltern ist endlich die, ihre erwachsenen Kinder immer wieder auf die Verantwortung hinzuweisen, die sie vor ihren Nachkommen einst haben werden.

Fränkische Bilder.

Von Dr. Manfred Ludwig.

„Nun reicht mir Stab und Ordenskleid
Der fahrenden Scholaren.
Ich will zu guter Sommerszeit
Ins Land der Franken fahren."
(Scheffel)

Neben dem Heidelberger Schloß, an der Südwestgrenze des Frankenlandes, steht, in Bronze gegossen, das Denkmal des reisigen Dichters und Wanderers Viktor von Scheffel, des unvergeßlichen Sängers der fränkischen Lande. Wer kennt nicht sein Lied „Vom goldenen Wein aus Franken" oder vom „Heiligen Veit von Staffelstein"?

Für den Wanderer, der aus dem Thüringer Walde zum Maintal herniedersteigt, ist der Staffelberg Abschied und Einkehr zugleich. Nach Norden schweift der Blick über das Wipfelmeer beiderseits des Rennsteiges, im Süden breitet sich die „weite stromdurchglänzte Au". Wie ein Altar schaut der Berg, stufenförmig ansteigend, in das Land hinab, überragt vom Zeichen des Kreuzes. Seitlich an seine Kuppe geschmiegt, träumt Einsiedelmanns Klause.

Zwar Scheffels Freund, der heilige Veit, weilt längst nicht mehr unter den Lebenden. Von den Wänden aber grüßen die Bilder lustiger Zecher, mitten unter ihnen der Eremit und sein Sänger. Heute waltet hier oben der bärtige Bruder Valentin seines Amtes und bietet dem durstigen Wanderer mit kräftigen Worten den Willkommenstrunk, einen Becher würzigen Mainweines. Lustige Gesellen, die nach der „Schönen Schnitterin des heiligen Veit" hier forschen, werden mit nachsichtigem Lächeln abgewehrt: „Das war halt eine freundliche Sage von dem Herrn Scheffel."

Drunten im Tale schlängelt sich das blitzende Band des Mains durch wellige Fluren, an Schloß Banz vorbei, das die Schauer grauer Vorzeit umweben. Wer kennt nicht den Sang von dem vorsintflutlichen Ichthyosaurus, der schon in der Urzeit „zu tief in die Kreide kam"? Einst hier am Ufer des Mains gefunden, kündet das steinerne Riesenbild heute im Schloß dem staunenden Wanderer von der Vergänglichkeit alles Irdischen.

*

Doch „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein", noch winkt im Frankenlande „so manche Straße, die nimmer ich marschiert". Abseits vom Wege liegen die vielen heimlichen und verträumten Winkel, die sich in den zahllosen Windungen des Mains verstecken. Hier schäumte einst des Mittelalteres reich bewegtes Leben vorbei. Hier tobte der Bauernkrieg, hier schlugen Ritter, Fürsten und Bischöfe aufeinander, allen voran der biedere Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Die großen Verkehrsstraßen liefen über den Main. Dann aber versank nach der Entdeckung der Neuen Welt das Frankenland in heimlichen Dornröschen-Schlaf. Der wehrhafte Turm- und Mauerkranz der Städte steht düster und verträumt im Sonnenglanz. Ausgetrocknet sind die tiefen Wallgräben.

Obstbäume ranken sich zur Maienzeit mit schneeweißem Blütenschmuck um das altersgraue Gestein.

*

O Wanderer! Gedenkst du noch der sonndurchglühten Maientage im mittelalterlichen Wertheim, wo sich die Tauber in den Main ergießt? Wie verwundert schaute da vom alten Marktbrunnen der steinerne Ritter auf das mitternächtliche Treiben weinfroher Wandergesellen! Ihm zur Seite lächelte Frau Venus. Schmunzelnd kam der volle Mond hinter den stolzen Trümmern der alten gräflichen Burg hervor, die hoch über dem Städtchen thront. Doch vergeblich wartete er auf das alte Sprüchlein: „Hört, ihr Herren und laßt euch sagen — —"

*

Und am Tage, wenn sommerliche Hitze über der Landschaft brütete, erquickte den staubigen Pilger droben in dem Gemäuer von Burgprozelten ein kühler Wind aus den Wäldern des Spessart. Wo einst Rossegestampf und Schwertgeklirr ertönten, summen jetzt emsige Bienen in den breiten Lindenkronen des Burghofes. Drunten auf dem Strome gleiten buntbewimpelte Flöße zu Tal.

*

Eine Floßfahrt auf dem Main! Nichts kann die beschauliche Ruhe und den unvergleichlichen Stimmungszauber solcher Reise übertreffen. Lachende Felder, dunkelbewaldetes Gebirge und malerische Burgtrümmer huschen vorüber.

Bunte Chronik

* **Das Dauerbillard.** In den Vereinigten Staaten steht das Billardspiel in hohen Ehren. Davon zeugt der Einsatz von 1000 Dollar, den die beiden Hausbesitzer und Freunde Harry J. Smith und William D. North aus Grand Rapids, Mich., ausmachten, wenn es einem gelänge, den andern um 100 Punkte zu schlagen. Das war vor acht Jahren und seitdem ist diese Wette noch nicht zum Austrag gekommen. 96 Monate lang stoßen die beiden Freunde nun schon auf dem grünen Tuch herum, natürlich nicht ununterbrochen, denn sie haben während dieser langen Zeit gegessen, geschlafen, ihren Beruf ausgeübt, aber wenigstens einmal in der Woche, am Dienstag von 5 Uhr bis Mitternacht haben sie ihrer Spielwut gefrönt. Man kann sich denken, welchen Anteil die Bevölkerung von Grand Rapids an diesem Dauerspiel nimmt und mit welcher Spannung sie die Aussichten der beiden Partner verfolgt. Die Wetten, die sich an den Sieg des einen oder des andern knüpfen, gehen ins Märchenhafte. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß das Wohl und Wehe, der Reichtum oder der Ruin je einer Hälfte der Einwohner von Grand Rapids an dem Billardstock der beiden Kämpfer hängt. Bis jetzt schwankt die Wage des Sieges unentschieden hin und her. 416 Abende hindurch ist Grand Rapids schon in atemloser Spannung gehalten worden, die Kinos müssen an diesen Abenden wegen Menschenleere schließen, und bestürzt fragen sich die Leute von Grand Rapids, was sie mit ihren Dienstag-Abenden anfangen werden, wenn — was der Himmel verhüte — endlich einmal einer der beiden trojanischen Kämpfer den Sieg erringen sollte.

*

* **Im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten.** Der Staat New-Yersey in Amerika besitzt noch ein in Kraft befindliches Hexengesetz. Noch vor wenigen Jahren hat eine Frau gegen eine andere des zarten Geschlechts unter Berufung auf dieses Gesetz Anklage „wegen ihrer stechenden Augen" erhoben.

Lustige Rundschau

* **Beim Diner.** Er: „Ich möchte mal etwas, was ich nicht alle Tage habe!" — Sie: „Schade! Sonst hätte ich dir zu Ochsenzunge geraten!"

*

* **Überflüssig.** „Zum Henker, warum habt ihr schon wieder keine Laterne am Wagen?" — „Awer, mei Gudster, das is awer doch ganz zwägglos, de Paula, was mein Ferd is, is doch blind!"

Verantwortlicher Schriftleiter: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.